

Wochenblatt für das Fürstenthum Sels.



Ein Volksblatt

zur Erheiterung, Unterhaltung, Belehrung
und Nachricht.

(Druck und Verlag der Herzogl. Hof- und Stadtbuchdruckerei zu Sels.)

No. 17.

Freitag, den 27. April.

1838.

Die Sängerin.

(Fortsetzung.)

Die Sängerin fühlte sich freudig bewegt von diesem Beifall der Menge; ja sie hatte, berauscht von dem Gemüthel der Glückwünschenden, beinahe vergessen, daß sie noch ein ernsterer Zweck in diesen Saal geführt habe; aber die vier handfesten Domino's, die ihren Schritten folgten, die Fragen des Doctors, ob sie die grauen Augen des Chevaliers noch nicht gewahrt, erinnerten sie immer wieder an ihr Vorhaben. Ihr selbst und dem Doctor war es nicht entgangen, daß ein langer, hagerer Türke sich immer in ihre Nähe drängte, und so oft der Strom der Masken ihn wegriß, immer war er ihnen wieder zur Seite. Die Sängerin stieß den Doctor an und winkte mit den Augen nach dem Pascha hin. Er erwiderte den Wink und sagte: „ich habe ihn schon lange bemerkt.“ Der Pascha näherte sich mit ungewissen Schritten, die Sängerin klammerte sich fester an Langes Arm; er war jetzt ganz nahe, starre graue Augen guckten aus der Maske und eine hohle Stimme sprach zu ihr: „es freut mich unendlich, werthgeschätzte Signora, Sie in so erwünschtem Wohlseyn zu sehen.“ Die Sängerin wandte sich erschreckt ab und schien zu zittern; auch die Maske fuhr bei diesem Anblick hehend zurück und verschwand unter die Menge. „Ist er es?“ rief der Medicinalrath; „fassen Sie doch ein Herz, es gilt hier ruhig und mit Umsicht zu handeln; glauben Sie, er ist es?“ — „Noch weiß ich es nicht gewiß,“ entgegnete sie, „aber ich glaube seine Augen zu erkennen.“

Der Medicinalrath gab den vier Domino's die Weisung, recht genau auf den Pascha Acht zu geben, und ging mit der Dame weiter. Aber kaum hatte er einige Gänge durch den Saal gemacht, so erschien der Türke wieder, doch hielt er sich mehr in der Entfernung, als beobachtete er die Sängerin.

Der Doctor trat mit seiner Dame an ein Büffet, um ihr auf den gehabten Schrecken eine Tasse Thee zu verordnen; er sah sich um — auch hier wieder der Türke. Und siehe da, jetzt hatte er auf einem Teller ein Glas Punsch und einige Bonbons; er nähert sich der Sängerin, seine Augen funkeln, das Glas hüpfte und klappert in seltsamen Klängen auf dem zitternden Teller, er ist an ihrer Seite und sagt: „Verehrte, beliebt Ihnen nicht etwas wenig Punsch und etliche Bonbons?“ Die Sängerin sah ihn starr an, sie erbleichte, sie stieß den Teller zurück und rief: „Ha, der Schreckliche, er ist's, er ist's! Er will mich vergiften.“

Der Pascha von Janina stand stumm und regungs-

los, er schien jeden Gedanken an Vertheidigung aufgegeben zu haben; willenlos ließ er sich von den vier handfesten Domino's hinwegführen.

Beinahe in demselben Augenblicke wurde der Doctor heftig an seinem schwarzen Mantel gezogen; er sah sich um. Jener kleine verwachsene Lohndiakon aus dem Hotel de Portugal stand vor ihm, bleich und von Schrecken entsetzt: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, Herr Doctor, kommen Sie doch gefälligst mit mir auf No. 53, eben will der Teufel den französischen Herrn holen.“

„Was schwächt Er da?“ sagte der Doctor unwillig und wollte ihn auf die Seite schieben, um dem Gefangenen auf die Polizeidirection zu folgen; „was geht es mich an, wenn ihn der Satan zu sich nimmt?“

„Aber ich bitte Sie,“ rief der Kleine beinahe heulend, „er kann vielleicht doch gerettet werden; Hochdieser sind ja Stadtpfysikus allhier und verpflichtet, zu den Fremden in die Hotels zu kommen.“

Der Medicinalrath unterdrückte einen Fluch, der ihm auf der Zunge schwebte, er sah, daß er diesem unangenehmen Gange nicht ausweichen konnte, er winkte den Kapellmeister Beloni herbei, übergab ihm die Sängerin und eilte mit dem kleinen Menschen nach dem Hotel de Portugal.

Es war still und öde in diesem großen Gasthose. Mitternacht war beinahe schon vorüber, die Lampen in den Gängen und Treppen brannten düster und trübe, es ward dem Doctor unheimlich zu Muth, als er zu dem einsamen Kranken hinaufstieg. Der Lakai schloß die Thüre auf, der Doctor trat ein, wäre aber beinahe wieder zurückgesunken. Denn ein Wesen, das seit einigen Tagen unablässig seine Phantasie im Wachen und im Schlafe beschäftigt hatte, saß hier wirklich und verkörpert im Bette. Er war ein großer, hagerer, älterer Mann, er hatte eine spitzig aufstehende, wollene Schlafmütze tief in die Stirn gezogen, seine enge Brust, seine langen dünnen Beine und Arme waren mit Flanell bekleidet, unter der Mütze ragte eine große, spitzige Nase aus einem mageren, braungelben Gesicht hervor, das man schon todt und erstorben geglaubt hätte, wären es nicht ein paar graue, stehende Augen gewesen, die ihm noch etwas Leben und einen schrecklichen, grauenregenden Ausdruck gaben. Seine langen, dünnen Finger, die mit den hageren Gelenken weit aus den Ärmeln hervorragten, hatte er zusammengekrümmt; er krazte mit heiserem wahnfinnigem Lächeln auf der Bettdecke.

„Schaut! er krazte sich schon sein Grab,“ flüsterte der kleine Mensch, und weckte damit den Doctor aus seinem Hinstarren auf den Kranken. So, gerade so, hatte sich dieser den Chevalier de Planto gedacht, dieses

türkische graue Auge, diese unheilverkündenden Züge, diese dürrer, gespensterhafte Figur — es war hier Alles, was die Sängerin von jenem schrecklichen Manne gesagt hatte. Doch er besann sich; kam er denn nicht eben von der Verhaftung jenes Chevaliers? Konnte nicht ein anderer Mann auch graue Augen haben? War es zu verwundern, daß ein Kranker abgefallen und bleich auslief? Der Doctor lachte sich selbst aus, fuhr mit der Hand über die Stirn, als wolle er diese Gedanken hinwegwischen, und trat an das Bett. — Doch noch nie hatte er in so langen Jahren am Bette eines Kranken Grauen und Furcht gefühlt, — hier, es war ihm unerklärlich, hier befiel ihn eine Beengung, ein Schauer, den er umsonst abzuschütteln suchte, und er fuhr unwillkürlich zurück, als er die feuchte, kalte Hand in der seinigen fühlte, als er lange umsonst nach einem Puls suchte.

„Der dumme Kerl,“ rief der Kranke mit heiserer Stimme, indem er bald Französisch, bald schlechtes Italiänisch und gebrochenes Deutsch unter einander warf, „der dumme kleine Kerl hat mir, glaube ich, einen Arzt geholt. Sie werden mir verzeihen, ich habe nie viel von Ihrer Kunst gehalten. Das Einzige, was mich heilen kann, sind die Bäder von Genua; ich habe der Vöte schon befohlen, mir Postpferde zu bestellen, ich werde heut Nacht noch abfahren.“

„Freilich wird er abfahren,“ murmelte der kleine Mensch, „aber mit sechs kohlschwarzen Rappen, und nicht nach Genua, sondern dahin, wo Heulen und Zähneklappen ist.“

Der Doctor sah, daß hier wenig mehr zu machen sei; er glaubte die Vorzeichen des nahen Todes in den Augen und den unruhigen Bewegungen des Kranken zu lesen, selbst jene Sehnsucht zu reisen und hinaus in's Weite zu kommen, war schon oft der Vorbote eines schnellen Endes gewesen. Er rieth ihm daher, sich ruhig niederzulegen, und versprach ihm einen kühlen Trank zu bereiten.

Der Kranke lachte grimmig; „liegen, ruhig liegen?“ antwortete er. „Wenn ich liege, höre ich auf zu athmen; ich muß sitzen, im Wagen muß ich sitzen, fort, weit fort! — Was sagt der kleine Mensch? Hat er die Pferde bestellt? Kleiner Hund, hast du mein Gepäck in Ordnung?“

„Ach, Herr und Vater,“ krächzte der Kleine, „jeh denkt er an sein Gepäck; ja, einen schweren Pack Säuden nimmt er mit, der Unmensch. Es ist nicht an den Himmel zu malen, was er gesucht und welche gotteslästerliche Reden er geführt hat.“

Der Doctor faßte noch einmal die Hand des Kranken. „Fassen Sie Vertrauen zu mir,“ sagte er, „vielleicht kann Ihnen die Kunst doch noch nützen; Ihr Diener sagt mir, es sei Ihnen eine Schußwunde wieder aufgegangen; lassen Sie mich untersuchen.“ Murmend bequimte sich der Kranke dazu, er deutete auf seine Brust. Der Arzt nahm einen schlechtgemachten Verband weg, er fand — eine Stichwunde nahe am Herzen. — Sonderbar! es war dieselbe Größe, derselbe Ort, wie die Wunde der Sängerin. „Das ist eine frische Wunde, ein Stich!“ rief der Doctor, und sah den Kranken mißtrauisch an. „Woher haben Sie diese Wunde?“

„Sie glauben wohl, ich habe mich geschlagen? — Nein, beim Teufel! Ich hatte ein Messer in der Brusttasche, fiel eine Treppe hinab und habe mich ein wenig gerisht.“

„Ein wenig gerisht!“ dachte Lange, „und doch wird er an dieser Wunde sterben.“ Er hatte indessen Limonade bereitet und bot sie dem Kranken; dieser führte sie mit unsicherer Hand zum Munde, sie schien ihn zu erquickern; er war einige Augenblicke still und ruhig, doch als er sah, daß er einige Tropfen auf die Decke gegossen hatte, fing er an zu fluchen und verlangte ein Schnupstuch. Der Lakai flog zu einem Koffer, schloß auf und brachte ein Tuch heraus. Der Doctor sah hin, eine schreckliche Ahnung stieg in ihm auf; — er sah wieder hin, es war dieselbe Farbe, derselbe Stoff; es war das Tuch, das man bei der Sängerin gefunden. Der kleine Mensch wollte es dem Kranken überreichen, er stieß es

zurück: „Gehe zu allen Teufeln, du Thier! wie oft muß ich es sagen, Eau d'Héliotrope darauf.“

Der Diener holte eine kleine Flasche hervor und besprengte das Tuch; ein angenehmer Geruch verbreitete sich im Zimmer, — es war dasselbe Parfüm, das jenes gesunde Tuch an sich getragen.

Der Medicinalrath bebt an allen Gliedern, es war kein Zweifel mehr, er hatte hier den Mörder der Sängerin Bianetti, den Chevalier de Planto, vor sich. Es war ein Hülfsloser, ein Kranker, ein Sterbender, der hier im Bett saß, aber dem Doctor war es, als könne er alle Augenblicke aus dem Bett fahren und nach seiner Kehle greifen; er griff nach seinem Hut, es trieb ihn fort aus der Nähe des Schrecklichen.

Der kleine Lakai packte ihn am Rock, als er ihn gehen sah; „ach, Wohledler!“ stöhnte er, „Sie werden mich doch nicht bei ihm allein lassen wollen? Ich halte es nicht aus; wenn er jetzt stirbt, und dann sogleich als flanelleues Gespenst mit der Zipselmütze auf dem Schädel im Zimmer auf und ab spaziert! Um Gottes Barmherzigkeit willen, verlassen Sie mich nicht!“

Der Kranke grinzte fürchterlich und lachte und fluchte untereinander; er schien dem Kleinen zu Hülfe kommen zu wollen. Er streckte ein langes, dürrer Wein aus dem Bette, er krallte die dürrer Finger nach dem Doctor. Doch dieser hielt es nicht mehr aus, der Wahnsinn schien ihn anzustecken, er warf den Kleinen zurück und floh aus dem Zimmer; noch auf der untersten Stufe hörte er das gräßliche Lachen des Mörders.

(Beschluß folgt.)

Wer weiß, wozu es gut ist!

Was soll dies Sprüchwort, alt und abgenutzt,
Warum wird es uns wieder vorgelesen,
Mit klugen Phrasen weidlich zugefügt? —
So hör' ich freilich Manchen fragen.
Ei, lieben Leute, lest nur mit Bedacht,
Was ich in bunte Reime hier gebracht,
Ihr werdet Manches in dem Sprüchwort finden,
Was oft vielleicht die tiefste Weisheit nicht
Aus dicken Büchern zu euch spricht,
Und Philosophen nicht ergründen.
Denn die Erfahrung spricht so laut:
Wer diesem Sprüchwort recht vertraut,
Zu jeder Frist,
So abgedroschen es auch ist,
Der wird sich gern in Manches fügen,
Und immer sich mit dem begnügen,
Was ihm der Himmel hat beschert;
Es dienet nicht zu unserm Frieden,
Wird jedes Ding uns gleich beschieden,
Was öfters wir gar heiß begehrt,
Habt ihr wohl nicht in euren Lebenstagen,
Bei Glück und Freude, Leid und Plagen,
Nicht die Erfahrung oft gemacht,
Daß anders, als ihr es gedacht,
Gar manche Sache ist gekommen,
Die ihr euch in den Kopf gesetzt,
Und die zuletzt
Euch nicht gelang zu eurem Nutz und Frommen? —

Der Eine rennt fast durch die Wand
Mit seinem Kopf, daß Herz und Hand
Ein hübsches Mädchen ihm versagt.
Nun wird von ihm der Himmel angeklagt,
Und er verwünscht sein Geschick:
Und doch geschah's zu seinem größten Glück,
Daß er von ihr den Korb bekam.
Denn später wandelte sein Gram
In Freude sich; die Zukunft lehrte
Es unserm Manne sonnenklar,
Daß die so heiß von ihm Begehrte
Ein Ausbund böser Weiber war,
Und daß sie den, den sie erwählte,
Bei Tag und Nacht nach Nothen quälte.

Ein Anderer hat auf die Lotterie
Sein ganzes Lebensglück gebaut;
Doch er gewann bis jetzt noch nie,
So sehr er seinem Glück auch vertraut.
Die liebe Arbeit schmeckt ihm nicht,
In Haus und Braus möcht' er die Zeit verbringen,
Doch dies will nimmer ihm gelingen,
Weil ihm das Geld dazu gebriecht.

Er muß, will er nicht Hungers sterben,
Sein Brod durch Arbeit sich erwerben,
Und dies ist sehr zu seinem Heil,
Denn würde ihm das große Loos zu Theil,
Er raste in die Welt hinein,
Und würde bald ganz elend seyn,
Das viele Geld in seinen Händen,
Es würde bald sein Leben enden.
Denn Manchem ist das Geld nicht besser
Als in der Kindeshand das Messer.

So macht der Mensch oft tausend Pläne,
Berechnet Flug in seinem Wahne,
Wie Alles für ihn kommen muß,
Und sieht am Ende mit Verdruß,
Daß nicht ein einz'ger ihm gelingt,
So sehr er drob auch tobt und springt.

O traue Jeder mit Bedacht
Auf jene unsichtbare Kraft,
Die unser Schicksal lenkt und schafft,
Und Alles doch ganz anders macht,
Sich nie an unser Rechnen kehret,
Wie täglich die Erfahrung lehret,
Ein großer Trost muß es uns seyn,
Fällt uns bei manchem Leid und Plagen,
In unsern kurzen Lebens Tagen,
Wenn dies und das nicht will gelingen,
Wonach wir sehnsuchtsvoll oft ringen,
Nur jederzeit das Sprichwort ein:
„Wer weiß, wozu es gut mag seyn!“

Der gerettete Verschwender.

Ein reicher Gutsbesitzer hatte einen einzigen Sohn, der aber schon von Jugend auf einen starken Hang zur Verschwendung und mannichfachen Ausschweifungen zeigte. Die Eltern ließen es weder an Güte, noch an Strenge fehlen, ihren Wildfang zur Sparsamkeit und einer geregelten Lebensweise zu bringen, allein sie predigten tauben Ohren, und das liebe Söhnchen war in seinem zwanzigsten Jahre schon ein vollendeter Wüstling und Taugenichts. Mit Thränen stellte ihm einst sein vor Kummer krank gewordener Vater das grenzenlose Elend vor, in welches er sich späterhin durch solche zügellose Verschwendung stürzen werde, und fügte noch die prophetischen Worte hinzu: „Mit dir, du ungerathenes Kind, muß es noch so weit kommen, daß du dich aus Verzweiflung aufhängst; dann hänge dich aber nur hierher!“ wobei er ihm einen großen, in der Decke befindlichen Nagel zeigte. Nach einigen Wochen verlor unser Wüstling die Mutter, und bald darauf auch den Vater durch den Tod, und sah sich nun im alleinigen Besitze eines noch sehr bedeutenden Vermögens. Wer war froher, als er! Kein Tag verging, wo er nicht, wie man zu sagen pflegt, in Saus und Braus gelebt, und im Sünden- und Lasterschlamm sich herumgewälzt hätte. Das noch vorhandene baare Geld war verjubelt, und der Verschwender sah sich genöthigt, ein Grundstück nach dem andern zu verpfänden, bis es endlich mit ihm so weit kam, daß die Gläubiger nach dem Hause griffen. Jetzt erst gingen ihm die Augen auf, und als er eines Morgens in höchster Verzweiflung in seiner Wohnstube auf, und abging, erblickte er zufällig den großen und bedeutungsvollen Nagel an der Decke. Wie ein Donnerschlag kamen ihm die prophetischen Worte seines seligen Vaters ins Gedächtniß, und führten ihn zu dem festen Entschlusse, sein jammervolles Leben jetzt gewaltsam zu enden. Er holte den Strick, schlingt ihn an den großen Nagel und dann sich um den Hals, thut einen verzweifelten Sprung vom Stuhle hinab, und — ein gewaltiger Plazregen von Gold- und Silbermünzen stürzt ihm nach und zu seinen Füßen. Wie bezaubert steht er da und weiß nicht, soll er über oder unter sich blicken. Endlich gewahrt er in der Decke ein großes Loch, die Behausung dieses unerwarteten Schatzes und zugleich am Stricke den Deckel, der ihn bisher unmerklich verborgen hatte. Da sinkt er halbohnmächtig nieder auf die Kniee und schwört unter heißen Thränen und mit gen Himmel gehobenen Händen das feierliche Gelübde, seiner gewohnten Lebensweise ganz zu entsagen und als rechtschaffener Mensch und guter Hausvirth zu

leben. Nachdem er von seiner Bestürzung sich erholt und seinen Schatz durchzählt hatte, fand er ihn so bedeutend, daß er davon nicht nur seine sämmtlichen Schulden tilgen, sondern auch mehrere seiner verpfändeten Grundstücke wieder einlösen und von dem Uebrigen seine ganz zerrüttete Wirthschaft wieder in guten Betrieb setzen konnte. Er gelangte nun durch Fleiß und Sparsamkeit zu einem großen Vermögen, und starb als Greis, geachtet und geliebt von Allen, die ihn kannten.

B u n t e s.

Jemand sagte, er wisse etwas, was manche Herren in vielfacher Zahl sehr gern hätten, aber in einfacher Zahl nicht leiden könnten, und dies seien: — die Diäten und die Diät.

Ein junger Mann erhielt von seiner Schönen ein Briefchen, auf dessen Adresse der Beisatz stand: Allein zum Erbrechen.

Ein Knabe zog vor einem Branntweinbrenner immer voll Ehrfurcht den Hut ab. Sein Vater fragte ihn, warum er diesem Menschen solche Höflichkeiten erweise. „Ein geistreicher Mann,“ erwiderte der Knabe, „verdient die Achtung der ganzen Welt.“

General Zarembo hieß eigentlich Zira-Zara-Casaroya v. Zarembo. Friedrich der Große fragte einmal nach seinem vollständigen Namen. Der General sagte ihn her. Ei, lächelte ihm der König entgegen: der Teufel selbst hat ja nicht einmal so einen langen Namen! — „Er ist aber auch nicht mit mir verwandt,“ antwortete der General.

Vor nicht gar langer Zeit wollten zwei Engländer sich bei Paris auf Tod und Leben schlagen. Ein Tischler, der zufällig Zeuge ihrer Unterredung und Forderung war, bat sie um die Vergünstigung, den Sarg für den, der fallen würde, machen zu dürfen. Dieser Antrag brachte die Thoren zur Besinnung, sie versöhnten sich und kamen überein, dem Tischler eine Belohnung zu geben.

Ein Engländer in Paris hat sich kürzlich eine Kleidung von Althäuten fertigen lassen, womit er im größten Regen, ohne naß zu werden, spazieren gehen kann. Der häufigen Gewitter wegen gedenkt er aber jetzt, der Sicherheit halber, auch einen Blitzableiter am Hute anzubringen.

Unlängst kündigte im Gumbinner Wochenblatte ein Schafzüchter an, daß er hochedle Böcke und Schafe zu verkaufen habe.

Ein Stutzer, der stets in gesuchten Redensarten sprach, sagte, als er gefragt wurde, ob er wohl sei: „Nein, ich habe es sehr auf dem Bufen.“

Herr X. entschuldigte seinen Sohn, der die Schule versäumt hatte, bei dem Lehrer mit folgenden Worten: „Daß ich die Ursache wegen Abwesenheit meines Sohnes Außenbleiben habe zu Hause lassen müssen, ist Schuld der Stiefelverzögerung des Schuhmachers.“

Grabchrift eines Polkwitzer Krämers.

Hier ruht ein Mann: o Wanderer, stehe still!
Es ist der Krämer Mascarill.
Mit guter Waare prahlte er im Leben,
Doch hat er immer schlechte nur gegeben.
Was wird er nun den armen Würmern bieten? —
Das Beste nicht, da wird er sich wohl hüten!
Zu ihrem fetten Schmaus und Zeitvertreib
Giebt er noch schlechte Waare — seinen Leib.

Anekdoten.

(Von Friedrich v. Gr.)

Als der Feldprobst Kletsche darum anhielt, die Feldprediger selbst einsetzen zu dürfen, und mit vielen Gründen bewies, daß dies besser und schicklicher sei, als wenn die Chefs der Regimenter es thäten, schrieb der König unter die Vitterschrift nur folgende Worte:

Sein Reich ist nicht von dieser Welt.

Als der König um die Nikolaikirche zu Potsdam bedeckte Gänge mit Schwibbogen aufführen ließ, und dadurch die untern Fenster verbaut wurden, so verlor die Kirche etwas an Licht. Die Kirchenvorsteher nahmen daher Gelegenheit, den König zu bitten, diesen Bau zu unterlassen. Sie erhielten aber unter ihre Vitterschrift folgenden Bescheid: Selig sind, die da nicht sehen und doch glauben.

Ein Offizier erhielt seinen Abschied mit einer sehr guten Versorgung, weil er sich ferner zu dienen für unfähig und als Invalide angegeben hatte. Der König reitete einst durch die Stadt, worin er sein Amt bekleidete. Er fragte ihn: Wie geht es zu, daß Er nicht mehr dient? Er ist ja noch frisch und gesund. — „Ew. Majestät, ich habe einen Hock gemacht, deshalb nahm ich meinen Abschied.“ — So ist Er ja aus einer abscheulichen Familie! Sein Vater machte einen Esel, und Er einen Hock.

Ein angesehenener Geistlicher bat den König um ein Stück Land, um Colonisten unter seiner Aufsicht darauf anzusetzeln. Der Monarch schrieb unter die Vitterschrift:

Paulus machte Christen,
Aber keine Colonisten!

Das auf königliche Kosten, nach dem Palast des Cardinals Nitrini zu Rom gebaute Prediger- und Schulhaus in Potsdam erhielt nur einen Eingang. Der Inspector und Diakonus suchten daher schriftlich beim Könige an, für einen jeden Prediger einen besondern Eingang machen zu lassen. Der König schrieb eigenhändig unter die Vitterschrift: „Es ist nur eine Thür zum Himmel.“

Chronik.

Kirchliche Nachrichten.

Am Sonnt. Miser. Dom. predigen zu Dels:

In der Schloß- und Pfarrkirche:

Frühpredigt: Herr Diakonus Schunke.

Amtspredigt: Herr Superint. u. Hofpr. Seeliger.

Nachm.Pr.: Herr Subdiakonus Thielmann.

Wochenpredigten:

Donnerstag den 3. Mai, Vormittag 8½ Uhr, Herr Subdiakonus Thielmann.

Geburten.

Den 14. April Frau Schneidermeister Kurfch, geb. Adler, eine Tochter, Auguste Bertha Ottilie.

Den 14. April Frau Fleischermeister Wolf, geb. Krause, einen Sohn, Friedrich Reinhold.

Heirathen.

Den 17. April Herr Oeconom Fichtner, mit Jungfrau Auguste Gercke.

Todesfälle.

Den 13. April, Frau v. Ziemleka, geborne v. Seidlitz, am Lungenschlage, alt 73 J. 5 M. 12 T.

Den 16. April, Jungfer Dorothee Schmidt, an Auszehrung, alt 22. J.

Landbrod-Offerte! Künftigen Montag den 30. April c. a. und dann täglich, ist gutes schmackhaftes Landbrod zu haben beim

Insertate.

Allen Verwandten und Freunden, allen resp. Bewohnern des Delsner Kreises, so wie den Mitgliedern der Delsner Kreis-Rustikal-Feuer-Societät, mit denen mich meine zwanzigjährige Dienststellung als Kreissecretair und Rendant in freundschaftliche und Geschäfts-Berührung brachte, sage ich bei meiner Versetzung nach Trebnitz, für die erhaltenen Beweise von Vertrauen und Achtung hiermit Lebewohl, und bitte Sie, mir als Nachbar auch ferner Ihr freundliches Andenken gütigst zu bewahren.

Trebnitz, den 21. April 1838.

**Der königliche Kreissecretair
Guttmann.**

Dreijährige, von Darmstädtischem Früh-Spargel-gezaamten gezogene Spargelpflanzen, das Schock zu 12 Sgr., sind zu verkaufen, in der Marien-Vorstadt No. 55.

Friedrich Baus.

Zu m

Fleisch- u. Wurstausschieben

welches

Donnerstag den 3. Mai 1838

Nachmittags um 3 Uhr bei Unterzeichnetem stattfindet, ladet seine werthen Gäste freundlichst ein
Dels, den 27. April 1838.

Gottfried Ballmann,
Schankwirth.

Die Verlegung meines Schankes in das Haus auf der großen Marienstraße No. 163, zeigt hiermit, um gütigen Zuspruch bittend, ergebenst an.

Achilles.

Zu vermietthen

und zu Johannis d. J. zu beziehen ist das im Scheuerwasserschen-Hause hieselbst auf der kleinen Marienstraße befindliche, vom Herrn Depositional-Buchhalter Stein gegenwärtig bewohnte Quartier. Näheres bei

Tiede, Justiciarius.

Dels, den 23. April 1838.

Ein Quartier im ersten Stock, von einer Stube, Alkove und lichten Küche ist Johanni zu vermietthen. Das Nähere in der Expedition d. Blattes.

Das sämmtliche im besten Zustande sich befindende Werkzeug einer hiesigen Stellmacherwerkstatt ist zu verkaufen, so wie letztere zu vermietthen. Wo? sagt die Expedition d. Blattes.

Eine freundliche Stube, nebst Alkove, Keller und Bodengelaß ist sofort oder zu Johanni d. J. zu vermietthen und zu beziehen. Das Nähere bei dem Schankwirth Tiesler am Louissenthore zu Dels.

Kaufmann Huhndorff.